

Bourdieu's Kapital-Theorie¹

Joseph Jurt

Nachdem sich Pierre Bourdieu während seiner Algerien-Zeit (1956-1960) das soziologische Rüstzeug angeeignet hatte, das ihm erlaubte, diese Gesellschaft im Umbruch zu verstehen, widmete er sich unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Frankreich der Bildungssoziologie. Im Zentrum standen dabei die gesellschaftlichen Reproduktionsweisen des Bildungssystems. Das forschungsstrategisch wichtigste Resultat der bildungssoziologischen Untersuchungen war seine Kapital-Theorie und hier namentlich das Konzept des kulturellen Kapitals.

Epistemologisch zentral war für ihn, die Aporien des Subjektivismus, namentlich der Existenz- Philosophie Sartres, und des Objektivismus des strukturalistischen Ansatzes zu überwinden durch eine Theorie der Praxis. Diese praxeologische Erkenntnisweise war nicht die Frucht eines abstrakten Gedankensystems, sondern entstand in und durch die empirischen ethnologischen und soziologischen Untersuchungen der algerischen Gesellschaft, des ländlichen Milieus der Pyrenäen und des Bildungssystems Frankreichs.

Auf der Basis dieser erkenntnistheoretischen Position bildeten sich dann drei zentrale Kategorien aus, die den Ansatz von Bourdieu unverwechselbar prägen: der Begriff des *Habitus* als Vermittlungsinstanz zwischen Struktur und Subjekt, dann die schon erwähnte Kategorie des *Kapitals*, das aber nicht bloß als ökonomische Größe gedacht wird. Der Begriff der *Gesellschaft* wird schließlich ersetzt durch den des sozialen Raums, der sich ausdifferenziert in unterschiedliche *Felder*. Mit diesen drei zentralen Kategorien brachte Bourdieu wieder die Akteure ins Spiel und auch die Geschichtlichkeit, die durch den Strukturalismus ausgeblendet worden waren, ohne jedoch in eine Subjektphilosophie zurückzufallen.

1 Die folgenden Ausführungen beruhen auf dem Abschnitt: *Eine andere Ökonomie: die vier Kapitalarten* in: Jurt (2008: 70-90).

1. Zum Kapitalbegriff Bourdieus

Unter dem Begriff des Habitus werden verkörperte Eigenschaften des Sozialen verstanden, Dispositionen, die sich der Sozialisation verdanken und die bestimmte Handlungs- und Wahrnehmungsschemata generieren² Im Handeln werden aber auch Handlungsobjekte geschaffen. Um diese zu bezeichnen, führt Bourdieu den Begriff *Kapital* ein, den er Marx entlehnt, aber nicht in einem marxistischen Sinn interpretiert. Bourdieu kannte wohl Marx ganz gut, war aber nie Marxist, sondern entnahm Marx einzelne Konzepte, wenn das ihm sinnvoll und nützlich erschien. Er griff auch auf Max Webers Unterscheidung von *Klassenlage* (der Marktlage auf dem Güter- und Arbeitsmarkt) und *Klassenstand* (Stellung innerhalb der Hierarchie von Ehre und Prestige) zurück (Bourdieu 1974: 42-74). Das Interesse für die symbolischen Formen teilte er mit Cassirer. Seinen relationellen Ansatz, der sich dem Substantialismus widersetzte, begründete er mit dem Hinweis auf Cassirers Beitrag *Substanz und Form*, der diesen Ansatz als den Denkmodus der modernen Wissenschaft nannte. Neben Max Weber und Cassirer war Panofsky ein weiterer wichtiger Inspirator von Pierre Bourdieu. Panofsky hatte Analogien zwischen der gotischen Architektur und der scholastischen Philosophie auf kollektive Denkgewohnheiten zurückgeführt, die er Habitus nannte, ein Gestaltungsprinzip, das durch eine Institution geprägt werde: die Schule als verhaltensnormierende Instanz. Diesen Ansatz wandte Bourdieu auf eine ganze Anzahl unterschiedlicher Felder der zeitgenössischen Gesellschaft an (Bourdieu 1974: 125-158). Bourdieu hatte auch Durkheims Idee, dass die soziale Ordnung unser Denken und Handeln bestimmt, weil sie unsere Klassifikationssysteme modelliert, weiter entwickelt (Wacquant 1995: 646-660). Im Unterschied zu Durkheim und Lévi-Strauss stimmte er mit Marx und Max Weber darin überein, dass Sinnbeziehungen auf Machtbeziehungen beruhen, wobei er dem Symbolischen eine Eigenlogik zugesteht.

Die Schulzuschreibungen (*Marxist, Durkheimianer, Weberianer*) stellen in den Augen Bourdieus ein Haupthindernis für den wissenschaftlichen Fortschritt dar, weil sie verhindern, falsche Antinomien zu überwinden. Bourdieu plädiert für eine „Realpolitik des Begriffs“ (Bourdieu 1992: 40), die sich an einer theoretischen Linie orientiert, die vor einem baren Eklektizismus schützt. Er spricht darum von einem von den genannten Autoren gebildeten „Theorie-Raum“, der den Raum der Möglichkeiten und Voraussetzungen darstellt, dessen man sich bewusst sein muss, um die eigene wissenschaftliche Praxis kontrollieren zu können.

2 Siehe dazu Jurt (2010: 5-13).

Der Kapital-Begriff wird von Bourdieu nicht in einem marxistischen Sinne verwendet, weil er ihn nicht ökonomisch definiert oder andersherum gesagt: das ökonomische Kapital ist nur eine der möglichen Kapitalarten. Schon in der präkapitalistischen Gesellschaft Algeriens hatte er festgestellt, dass das Handeln einer Ökonomie gehorchte, die nicht die einer Geld-Ökonomie war, sondern eine Logik der Ehre. Immer werde das Handeln durch eine Rationalität bestimmt, der die Suche nach Optimierung zugrunde liegt: es gelte hier, die Ehre, das Ansehen zu vermehren. Bourdieu nannte dieses Gut, das die Akteure der präkapitalistischen Gesellschaft anvisierten *symbolisches Kapital*. Wenn er den Begriff *Kapital* übernimmt, dann vor allem wegen dessen formalen (und nicht inhaltlichen) Kriterien: immer geht es um Akkumulationsstrategien, um die Transmission eines Erbes, um Gewinnerschöpfung.

Der Kapitalbegriff ist für Bourdieu ähnlich wie der Habitus-Begriff mit Geschichtlichkeit verbunden. Die gesellschaftliche Welt stellt nicht bloß einen statischen Gleichgewichtszustand dar, sondern akkumulierte Geschichte. Der Begriff der Kapitalakkumulation führt so die geschichtliche Tiefe in die Analyse ein. Die Kapitalaneignung ist gleichzeitig eine Aneignung von sozialer Energie in Form verdinglichter oder lebendiger Arbeit. Im Kapital ist aber auch eine gewisse Gesetzmäßigkeit angelegt; darum verläuft das gesellschaftliche Leben insbesondere das Wirtschaftsleben, so Bourdieu, nicht wie ein Glücksspiel, d.h. völlig zufällig. Beim Glücksspiel gibt es keine Kontinuität, keine sukzessive Akkumulation oder Vererbung von erworbenen Besitztümern oder Eigenschaften. „Das Kapital ist eine der Objektivität der Dinge innewohnende Kraft, die dafür sorgt, dass nicht alles gleich möglich oder gleich unmöglich ist. Die zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebene Verteilungsstruktur verschiedener Arten und Unterarten von Kapital entspricht der immanenten Struktur der gesellschaftlichen Welt, d.h. der Gesamtheit der ihr innewohnenden Zwänge, durch die das dauerhafte Funktionieren der gesellschaftlichen Wirklichkeit bestimmt und über der die Erfolgchancen der Praxis entschieden wird“ (Bourdieu 1992a: 50).

Man muss aber den Begriff des Kapitals in allen seinen Erscheinungsformen betrachten. Die Wirtschaftstheorie habe sich ihren (engen) Kapitalbegriff von einer ökonomischen Praxis aufzwingen lassen, die eine historische Erfindung des Kapitalismus sei. Dieser Kapitalbegriff reduziere die gesellschaftlichen Austauschverhältnisse auf den bloßen Warenaustausch, der vom ökonomischen Eigennutz geleitet ist. Alle anderen Formen des sozialen Austauschs erscheinen dann als uneigennützig Beziehungen, die keiner Ökonomie gehorchen. Indem die Wirtschaftswissenschaft zu einer bloßen Wissenschaft der Marktbeziehungen geworden ist, habe sie zugleich die Entstehung einer allgemeinen Wissenschaft der

Ökonomie der Praxis verhindert. Bourdieu geht es nun gerade darum, eine Ökonomie des Handelns zu entwerfen, was aber nie im engen wirtschaftlichen Sinn gemeint ist. Für ihn gibt es auch im Bereich der sozialen oder kirchlichen Arbeit keine selbstlosen (*interessefreien*) Akte; ein bestimmter Habitus entfaltet sich hier in einem Feld, in dem Selbstlosigkeit geachtet und somit auch belohnt wird (und sei es bloß durch eine symbolische Belohnung oder durch *Gottes Lohn*). Durch die religiöse Sprache wird die *Ökonomie*, die dieser Praxis zugrunde liegt, euphemisiert. Eine wirklich allgemeine Wissenschaft der Praxis muss in der Lage sein, alle die Praxisformen mit ein zu beziehen, die einer Ökonomie gehorchen, aber als solche im gesellschaftlichen Leben nicht erkannt werden oder das Ökonomische im engeren Sinne gerade verneinen. Entgegen den naiv idyllischen Vorstellungen über die *vorkapitalistischen* Gesellschaften (oder die kulturellen Sphären der kapitalistischen Gesellschaften) „richten sich die praktischen Handlungen auch dann noch am ökonomischen Kalkül aus, wenn sie, die sie sich der Logik des Interessenkalküls (im eigentlichen Sinne) entziehen und sich an nichtmateriellen und zu quantifizierenden Einsätzen orientieren, den Anschein von Interesselosigkeit vermitteln“ (Bourdieu 1976: 345). Die Theorie der ökonomischen Handlungen im engeren Sinn stellt für Bourdieu nur einen Spezialfall innerhalb einer allgemeinen Theorie der ökonomischen Handlungen dar.

Es ist darum völlig falsch, Bourdieu Ökonomismus zu unterstellen, wie das besonders bei deutschen Kommentatoren der Fall ist, etwa bei Axel Honneth, der Bourdieus Ansatz von reinen Utilitarismen bestimmt sieht (Honneth 1984: 145-150); es geht Bourdieu gerade darum, die Vielzahl der Handlungen nicht auf eine wirtschaftliche Logik zu reduzieren, sondern eine Ökonomie im breiten Sinn zu postulieren, die dem Handeln eine Rationalität zuerkennt. Diese Rationalität wird bestimmt durch die formalen Charakteristika, die eine abstrakte Kapitaltheorie herausgearbeitet hat. Diese universelle Dynamik ist in den vier Kapitalarten am Werk, die Bourdieu unterscheidet: a.) das ökonomische Kapital, das unmittelbar in Geld konvertierbar ist (Erbschaft, materielle Güter, Produktionsmittel) und das sich besonders gut für die Institutionalisierung in der Form des Eigentumsrechts eignet; b.) das kulturelle Kapital (die intellektuelle Qualifikation, die man durch das familiäre Milieu *mitbekommen* hat und das durch schulische Titel institutionalisiert wird); c.) das soziale Kapital (das Kapital an sozialen Verpflichtungen und *Beziehungen*); d.) das symbolische Kapital (das Ansehen, das mit dem Besitz dieser oder jener Kapitalsorte einhergeht, und das bisweilen in Form von Adelstiteln institutionalisiert wird).

Bourdieu hat sich sehr früh mit der Ökonomie der präkapitalistischen Gesellschaft in Algerien auseinandergesetzt und dabei gezeigt, dass eine Ökono-

mie immer an historische und soziale Bedingungen gebunden ist. Eine Ökonomie, die auf Treue und Glauben beruht, wie er sie in der Kabylei antraf, legt der ganzen Gruppe Ehrenpflichten auf, die mit dem kalten Gesetz des eigennützigen Kalküls völlig unvereinbar sind. Eine Ökonomie im engeren Sinne, die nur auf geldbasiertem Warenaustausch beruht, ist für ihn historisch gesehen nicht universell. Aber auch in entwickelten Gesellschaften spielt das ökonomische Kapital keine exklusive Rolle.

2. Das kulturelle Kapital

In seinen zahlreichen Untersuchungen widmete sich Bourdieu der immensen Bedeutung des kulturellen Kapitals. Er griff bei der Konstruktion des kulturellen Kapitals innerhalb des Bildungssystems auf Max Webers Unterscheidung von „Klassenlage“ (der „Marktlage“ entsprechenden Chancen auf dem Güter- und Arbeitsmarkt) und „Klassenstand“ (der „Stellung“ in der Hierarchie von Ehre und Prestige) zurück. Neben den ökonomischen Unterschieden spielen hier auch symbolische Unterscheidungen eine Rolle, bei denen es nicht mehr bloß um den Besitz von Gütern geht, sondern um die Art, sie zu verwenden und als Mittel der Distinktion einzusetzen. Die *Manier*, die Form einer Handlung oder der Umgang mit einem Gegenstand, tritt an die Stelle der Funktion: „Daher besitzen von allen Unterscheidungen diejenigen das größte Prestige, die am deutlichsten die Stellung in der Sozialstruktur symbolisieren, wie etwa Kleider, Sprache oder Akzent und vor allem die „Manieren“, Geschmack und Bildung. Denn sie geben sich den Anschein, als handelte es sich um Wesenseigenschaften einer Person, ein aus dem Haben ableitbares Sein, eine *Natur*, die paradoxerweise zu Bildung, eine Bildung, die zu Natur, zu einer Begnadung und einer Gabe geworden seien“ (Bourdieu 1970: 60).

Nicht so sehr oder nicht allein der Besitz ökonomischen Kapitals, sondern der des kulturellen Kapitals macht den entscheidenden Unterschied in der Ansehens-Hierarchie aus. Bourdieu unterscheidet dabei zwischen drei Formen des kulturellen Kapitals; es kann existieren: 1.) im verinnerlichten, *inkorporierten* Zustand, in Form von dauerhaften Dispositionen, 2.) in *objektiviertem* Zustand, in Form von kulturellen Gütern wie Bildern, Büchern, Nachschlagewerken, in denen bestimmte Theorien und Gegentheorien Spuren hinterlassen haben, und schließlich 3.) in *institutionalisiertem* Zustand in der Form von Stellen und Titeln, die einen besonderen Besitz von kulturellen Kapital offiziell bestätigen.

2.1 Inkorporiertes kulturelles Kapital

Auch hier trennt Bourdieu nicht zwischen Bewusstsein und Körperlichkeit. In seinen Augen ist das kulturelle Kapital auch körpergebunden („inkorporiert“); es ist das Produkt einer Verinnerlichung. Der Erwerb der Bildung ist ein Prozess, der Zeit kostet. Diese Zeit muss der einzelne persönlich investieren und kann die Aufgabe nicht delegieren. Der Faktor der Zeit spielt hier eine nicht unwichtige Rolle: die schon in der Primärerziehung erworbene Bildung stellt *gewonnene Zeit* dar. Die in diesem Kontext nicht erworbene Bildung ist in doppeltem Sinne verloren, weil das Verlorene überdies später nachgeholt werden muss. An der Gesamtdauer des Bildungserwerbs lässt sich so das Volumen des Bildungskapitals in etwa messen. Die in der familiären Primärerziehung und der anschließenden schulischen Sekundärerziehung erworbene Bildung wird zu einem Bestandteil der Person („den man ihr nicht wegnehmen kann“); dieser verinnerlichte Besitz kann darum im Unterschied zum Geld oder zu Adelstiteln nicht durch Geschenk, Vererbung oder Tausch unmittelbar weitergegeben werden. Indirekt wirkt sich der Besitz von kulturellem Kapital innerhalb einer Familie schon aus; Bourdieu spricht hier von einer hochgradig verschleierte, ja unsichtbaren „sozialen Vererbung“ (Bourdieu 2001: 114). Entscheidend ist auch der Seltenheitswert des jeweiligen kulturellen Kapitals (Hochschulabschluss in einem Land mit niedriger Abiturientenquote, Lesekompetenz in einer Welt von Analphabeten), aus denen sich weitere Extraprofite ziehen lassen. Dieser Seltenheitswert wird erhalten, weil nicht alle Familien über die Mittel verfügen, um ihre Kinder über die obligatorische Schulpflicht hinaus ausbilden zu lassen. So wird auch durch diese Kapitalform Ungleichheit geschaffen, bzw. verstärkt. Die Übertragung von Kulturkapital ist nach Bourdieu die am besten verschleierte Übertragung von Kapital. Wenn die sichtbaren Formen der Übertragung des (ökonomischen) Kapitals sozial missbilligt werden, gewinnen große Investitionen in die individuelle Bildung und Ausbildung an Gewicht, um die bestehenden Verhältnisse aufrecht zu erhalten. Die Verbindung zwischen den ökonomischen und dem kulturellen Kapital stellt die *Zeit* dar („Zeit ist Geld“). Man muss über ökonomisches Kapital verfügen, um den Bildungsprozess möglichst früh einsetzen zu lassen und bis zu einem optimalen *Abschluss* ausdehnen zu können.

2.2 Objektiviertes kulturelles Kapital

Objektiviertes kulturelles Kapital – Bücher, Bilder – ist materiell übertragbar wie ökonomisches Kapital. Man kann das materielle Substrat verkaufen; es handelt sich aber um *symbolische* Güter, deren *Wert* sich nicht auf den materiellen Wert

des Substrats reduzieren lässt; diese Güter sind gleichzeitig Bedeutung. Um diese Bedeutung erfassen oder entziffern zu können, muss man über Bildungskapital, d.h. inkorporiertes kulturelles Kapital verfügen. Der Eigentümer muss selbst das für die Aneignung und *Nutzung* der symbolischen Güter erforderliche inkorporierte Kulturkapital erwerben oder sich auf die Dienste von Inhabern eines solchen Kapitals stützen. Diese Aufgabe kommt oft Intellektuellen zu, die nicht über den ökonomischen Besitz, wohl aber über eine Deutungskompetenz verfügen. Diese sind so gleichzeitig Beherrschte und Herrschende. Nach Bourdieu scheint alles darauf hinzudeuten, dass „die *kollektive* Macht der Inhaber von Kulturkapital – und damit auch die für seine Beherrschung erforderliche Qualifikationszeit – zunimmt. Dem steht allerdings entgegen, dass die Inhaber von ökonomischem Kapital (als der dominierenden Kapitalform) die Inhaber von kulturellem Kapital in eine Konkurrenzsituation bringen können“ (Bourdieu 2001: 117-118).

Nach Bourdieu darf man aber nicht vergessen, dass das objektivierte Kulturkapital nur dann symbolisch aktiv ist, wenn es von Handelnden angeeignet und *genutzt*, d.h. interpretiert oder instrumentalisiert wird. Die Partitur wird erst dann zu einem *Wert*, wenn sie vom Orchester interpretiert, die Skulptur dann, wenn sie ausgestellt oder gedeutet, das Buch dann, wenn es gelesen wird. Die Gewinne richten sich dabei nach der Beherrschung dieses objektivierten Kapitals, folglich nach dem Grad des inkorporierten Kapitals. Weil die Aneignung der Kulturgüter Anlagen und Kompetenzen voraussetzt, die ungleich verteilt sind (obwohl scheinbar angeboren), bilden diese Werke nach Bourdieu „den Gegenstand einer exklusiven (materiellen oder symbolischen) Aneignung, und weil ihnen die Funktion von (objektiviertem oder inkorporiertem) kulturellem Kapital zukommt, sichern sie einen *Gewinn an Distinktion* – im Verhältnis zum Seltenheitsgrad der zu ihrer Aneignung notwendigen Instrumente – und einen *Gewinn an Legitimität*, den Gewinn überhaupt, der darin besteht, sich so, wie man ist, *im Recht, im Rahmen der Norm* zu fühlen“ (Bourdieu 1982: 359). Die anerkannte *legitime* Kultur wirkt so aufgrund ihrer Distinktionsqualität in Klassengesellschaften als Herrschaftsinstrument, während in klassenindifferenten Gesellschaften Kultur allen zugänglich ist und deshalb nicht diese Funktion ausübt.

2.3 Institutionalisiertes kulturelles Kapital

Das institutionalisierte kulturelle Kapital existiert in Form von Titeln und Stellen wie Schul- oder Universitätsabschlüssen. Diese von offiziellen Institutionen verliehenen Ausweise erworbener Bildung verleihen dieser einen juristisch garantierten Wert. Der Titel oder das Examen schafft eine scharfe Grenze zwischen dem, der *bestanden* hat und dessen kulturelle Kompetenz ein für allemal garan-

tiert scheint, und dem, der nicht ausgezeichnet (mit andern Worten: stigmatisiert) wurde oder Autodidakt ist und der seine Kompetenz stets unter Beweis stellen muss. „Im krassen Unterschied zu den Inhabern eines kulturellen Kapitals ohne schulische Beglaubigung, denen man immer abverlangen kann, den Beweis für ihre Fähigkeiten anzutreten, da sie nur sind, was sie tun, schlichte Produkte ihrer Leistung, brauchen die Inhaber von Bildungspatenten – ähnlich Trägern von Adelstiteln [...] nur zu sein, was sie sind [...]“ (Bourdieu 1982: 48-49). Der Erwerb von schulischen Titeln setzt die Investition von Zeit voraus und damit auch von ökonomischem Kapital, das in kulturelles verwandelt wird, in der Hoffnung, dass sich dieser Prozess wieder umkehrt und der schulische Titel auf dem Arbeitsmarkt materielle und symbolische Gewinne abwirft.

Bourdieu hat die Hypothese des *kulturellen Kapitals* entwickelt, um die Ungleichheit der schulischen Leistungen von Kindern aus unterschiedlichen sozialen Klassen aus einem sozialen Kontext (unterschiedliche Ausstattung mit kulturellem Kapital) und nicht bloß über die individualistische naturalistische These der *Begabung* zu erklären. Gleichzeitig richtete er sich gegen den Begriff des *Humankapitals*, den Ökonomen wie Gary Becker als Reaktion auf den Sputnikschock entwickelt hatten.³ *Humankapital* wurde definiert als Bildungsinvestition (Fähigkeiten und Fertigkeiten sowie das Wissen, das in Personen verkörpert ist und durch Erziehung, Ausbildung, Weiterbildung und Erfahrung erworben werden kann), um ökonomisch verwertbare Tätigkeiten auszuüben.⁴ Bildung und Weiterbildung er-

3 Der Sputnikschock wurde ausgelöst durch den Start des ersten künstlichen Erdsatelliten Sputnik 1 durch die Sowjetunion am 4. Oktober 1957, der die technische Überlegenheit der Sowjetunion im Bereich der Raumfahrt belegte. Das löste eine Krise in der Selbstwahrnehmung Amerikas aus, das sich als technologisch fortschrittlichstes Land verstand. Der Schock löste in den USA eine umfassende Reform des Bildungssystems aus. Ein Hauptaugenmerk lag auf der Förderung bislang bildungsferner Schichten.

4 Gary S. Becker, geb. 1930 war einer der ersten Ökonomen, der die Wirtschaftswissenschaft auf Gebiete ausdehnte, die eher der Soziologie zugewiesen wurden. 1992 wurde ihm der Nobelpreis verliehen. In den sechziger und siebziger Jahren hatte er zusammen mit anderen Autoren das Konzept des Humankapitals in die Wissenschaft eingeführt (Becker 1964). Zu seiner These über den langfristigen Zusammenhang zwischen dem Besuch vorschulischer Betreuungseinrichtungen und dem späteren Erwerbsleben gab es kaum empirische Untersuchungen. Die norwegischen Ökonomen Tarjei Havnes und Magne Mogstad gingen vom norwegischen *Kindergartengesetz* des Jahres 1975 aus, durch das die staatlich subventionierten Kindergartenplätze annähernd verdreifacht wurden. Sie untersuchten vergleichend 2006 Populationen, die von dem Gesetz profitieren oder eben noch nicht profitieren konnten. Bei den Personen, die eine vorschulische Betreuungseinrichtung besucht hatten, „sank die Wahrscheinlichkeit, später die Schule abzubrechen. Zudem stieg die Wahrscheinlichkeit deutlich an, später zu studieren. Vor allem Kinder aus bildungsfernen Schichten haben davon profitiert. Schliesslich sank die Wahrscheinlichkeit, später auf staatliche Transferzahlungen angewiesen zu sein.“ (Müller 2011). Bourdieus Kritik an einer einseitigen Ausrichtung auf die ökonomische *Rendite* der Ausbildung trifft auch auf diese Studie zu.

scheinen dann nicht mehr als Konsumgüter, sondern als Investitionen, als Produktionsfaktoren ähnlich wie das physische Kapital. Das Humankapital der Mitarbeiter wird dann nicht mehr bloß als Produktions- und Kostenfaktor, sondern als ein Potential gesehen, das zum Unternehmenserfolg und zu volkswirtschaftlichem Wohlstand beiträgt. Bourdieu kritisiert die ökonomistische Ausrichtung dieses Begriffs, den im Übrigen die Gesellschaft für deutsche Sprache zum Unwort des Jahres 2004 erklärte, weil die Menschen dadurch nun mehr als „ökonomisch interessante Größen“ verstanden würden. Bourdieu stellt seinerseits fest, die Humankapital-Theorie messe die schulischen Investitionen nur an den Profiten, die sich in Geld ausdrücken lassen. Die Humankapital-Theoretiker würden vor allem die am besten verborgene und sozial wirksamste Bildungsinvestition unberücksichtigt lassen: die „Transmission kulturellen Kapitals in der Familie“ (Bourdieu 2001: 113). Die letztlich ökonomistische Ausrichtung der Humankapital-Theorie übersehe, dass „der schulische Ertrag schulischen Handelns vom kulturellen Kapital abhängt, das die Familie zuvor investiert hat, und dass der ökonomische und soziale Ertrag des schulischen Titels von dem ebenfalls ererbten sozialen Kapital abhängt, das zu seiner Unterstützung zum Einsatz gebracht werden kann“ (Bourdieu 2001: 113).

3. Soziales Kapital

Mit dem Begriff *soziales Kapital* bezeichnet Bourdieu „die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens und Anerkennens verbunden sind [...] es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer Gruppe* beruhen“ (Bourdieu 1992a: 63). Es geht hier um ein Prinzip von sozialen Wirkungen, die sich auf der Ebene der individuell Handelnden feststellen lassen, die aber mehr sind als die Summe der individuellen Eigenschaften der Handelnden. Diese Wirkungen werden dann sichtbar, wenn Akteure mit gleichwertiger (ökonomischer oder kultureller Kapitalausstattung) unterschiedliche Profite erzielen, weil sie das Kapital einer Gruppe (Familie, Ehemaligen-Vereinigungen, Clubs) mobilisieren können. Diese Sozialkapitalbeziehungen existieren nur auf der Grundlage von Tauschbeziehungen, die sich stets erneuern. Aus der Zugehörigkeit zur Gruppe ergeben sich sowohl materielle wie symbolische Profite; aus dieser Zugehörigkeit können sich dauerhafte Verpflichtungen ergeben, die auf subjektiven Gefühlen oder auf Rechtsansprüchen beruhen. Das soziale Kapital der Gruppe äußert sich nicht nur in der Förderungs- und Solidaritätsverpflichtung, sondern auch im abgestimmten Ausschluss Gruppen-

fremder. Das soziale Kapital kann so die Wirkung der beiden andern Kapitalarten bestärken. Bourdieu geht es so immer darum zu ermitteln, über welche (oft verborgenen) Mechanismen die bestehenden Ungleichheiten erhalten oder verstärkt werden. Exemplarisch zeigte er das in seinen Untersuchungen der Eliten in Frankreich auf, die wie kaum anderswo über fest etablierte Assoziationen verfügen, über einen starken Korpsgeist, der über die stark selektierenden Ausbildungswege der Eliteschulen und eine ähnliche soziale Herkunft geschaffen werden. Auch die Manieren (Benehmen, Sprechweise) lassen sich nach Bourdieu in einem gewissen Sinn auch dem Sozialkapital zurechnen, da sie auf unbestimmte Weise auch die Zugehörigkeit zu einer mehr oder weniger angesehenen Gruppe anzeigen.

4. Die Bedeutung des Sozial- und Kulturkapitals für den Bildungserfolg

Die entscheidende Bedeutung des (familiären) Kultur- und Sozialkapitals hat Bourdieu vor allem in seinen Untersuchungen zum Bildungswesen oder besser gesagt, des ungleichen Zugangs zur Bildung untersucht. Alle Statistiken belegten einen Zusammenhang zwischen schulischem Erfolg und sozialem Ursprung. Wenn im Jahre 1966 96,6 Prozent der Arbeiterkinder kein Hochschulstudium ergriffen, indes 41,3 Prozent der Kinder aus dem Milieu der Freien Berufe ein Hochschulstudium absolvierten, dann ist der Beruf des Vaters vermutlich nicht der *Grund* dafür, wohl aber ein Indikator der sozialen Bedingtheit des Zugangs zum (höheren) Bildungswesen.⁵

Mit seinen bildungssoziologischen Analysen, die er zusammen mit Jean-Claude Passeron veröffentlichte (*Les Héritiers* [1964] und *La Reproduction* [1971]) zerstörte Bourdieu den jakobinischen Mythos der *per se* emanzipatorischen Funktion des Bildungswesens. Frankreich hatte sich mit dem anonymen Aufnahmeverfahren (*concours*) und der Einführung der allgemeinen Schulpflicht schon relativ früh für ein meritokratisches Prinzip der sozialen Reproduktion entschieden, während in anderen Ländern viel länger eine aristokratische Form der sozialen Reproduktion erhalten blieb⁶. Das französische Bildungssystem führte aber *de*

5 Diese Situation hat sich auch heute nicht wesentlich verändert. So wird in einer neueren Studie auf der Basis der PISA-Studie nachgewiesen, dass die Schule in Frankreich die soziale Ungleichheit nicht reduziert, sondern noch verstärkt (Siehe Cahuc et al. 2011).

6 So stammten Hochschullehrer in Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts aus einer homogenen sozialen Gruppe. Nach einer vergleichenden Untersuchung von Charle (1990) kamen in Deutschland um die Jahrhundertwende 47,4 Prozent der Professoren aus dem Bereich intellektueller Berufe (Ärzte, Pastoren, Schriftsteller); in Frankreich jedoch bloss 27,9 Prozent. Auch die Zahl der Professoren aus Beamtenfamilien war in Deutschland höher. In Deutschland herrschte wie in den meisten europäischen Ländern die aus der aristokratischen Gesellschaft stammende familieninterne soziale Reproduktion vor (Siehe dazu Charle 1990).

Bildung – Arbeit – Erwachsenwerden

Ein interdisziplinärer Blick auf die Transition im Jugend
und jungen Erwachsenenalter

Bergman, M.M.; Hupka-Brunner, S.; Meyer, Th.; Samuel,
R. (Hrsg.)

2012, VII, 462 S. 46 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-531-18487-6